

**Schrift und Schriftlichkeit
in höfischen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts**

Mag. Mag. Dr. Elisabeth Martschini

Solivagus-Verlag
Kiel 2014



PROLOGUS PRAETER REM

Das vorliegende Buch stellt die überarbeitete Fassung meiner 2012 von der Universität Wien angenommenen Dissertation zu Schrift und Schriftlichkeit in höfischen Erzähltexten dar. Dabei war es nicht das erste Mal, dass ich mich intensiv mit diesem Thema auseinandersetzte: Bereits meine im Herbst 2007 abgeschlossene Diplomarbeit¹ drehte sich um Schriftlichkeit in der mittelhochdeutschen Literatur. Mich in diesem Rahmen ein halbes Jahr lang der Form und Funktion von Lesen und Schreiben in ausgewählten höfischen Romanen um 1200 gewidmet zu haben, war jedoch eindeutig nicht genug gewesen. Viele Gedanken, Fragen und Interpretationen konnten nicht in jene Abschlussarbeit aufgenommen werden. Sie blieben, Computer sei dank, auf der Festplatte gespeichert, um von dort, dessen war ich mir sicher, einmal in eine Dissertation integriert zu werden. Denn dass ich eine solche schreiben wollte, war mir spätestens während der Arbeit an der für mein Empfinden schrecklich unvollständigen Diplomarbeit klar. Bei der Dissertation sollte alles anders, alles besser und vor allem jeder relevante mittelhochdeutsche Text und jeder–eigene wie fremde–Gedanke dazu berücksichtigt werden.

Es kam natürlich ganz anders, weil eine Dissertation nun einmal nicht nur einfach eine Diplomarbeit mit doppeltem Umfang ist, weil die Forschung sich und ihre Ideen weiter entwickelt hat, weil ich mich weiter entwickelt habe und weil **alle** in diesem Zusammenhang relevanten mittelhochdeutschen höfischen Erzähltexte zu behandeln wohl selbst das zumutbare Volumen einer Habilitationsschrift überschreiten würde. Dennoch–dem Thema der Diplomarbeit bin ich trotz Erweiterungen in dem einen, Abstrichen in dem anderen Bereich im Wesentlichen treu geblieben.

Die Doktorarbeit entstand während meiner Zeit als wissenschaftliche Projektmitarbeiterin und Assistentin in Ausbildung am Institut für Germanistik der Universität Wien. Während dieser Zeit haben mich mehrere Personen sowohl in fachlicher als auch in menschlicher Hinsicht begleitet und es ist mehr als eine Floskel, wenn ich behaupte, ohne sie wäre diese Doktorarbeit nicht oder doch nicht in dieser Form entstanden–ohne sie wäre ich auch nicht der Mensch, der ich heute bin. Bedanken möchte ich mich daher, ohne dass die Reihung eine Gewichtung wäre, bei meinen engsten Arbeitskollegen

¹ Vgl. MARTSCHINI (2009).

Katharina Büsel, Connie Cordoni und Alexander Hödlmoser, die mir zu lieben Freunden geworden sind; bei meinen Studienkollegen und -freunden Michael Gerstenecker, Nina Hable, Christina Jackel und Sandra Illibauer-Aichinger, die mir Anregungen gegeben und Mut zugesprochen haben; bei Liesi Suchy, die mir als Erste ein kritisches Auge auf die Textpräsentationen warf; bei meinem Bruder Peter, der mir der beste Korrekturleser war, den ich mir wünschen konnte; bei meinem Bruder Stefan und meiner Schwägerin Ingrid sowie bei Kurt und Gertrude Kazbunda, dir mir Zuflucht geboten haben, wenn's woanders nicht mehr ging; bei meinem Vater Wilfried, dem ich mein Zuhause und damit die Ruhe zum Arbeiten verdanke; bei den Studierenden meiner Mittelhochdeutschkurse, die zwar nicht unmittelbar auf meine Dissertation einwirkten, mir aber viel Freude bereitet und mein eigenes Verständnis des Mittelhochdeutschen gefördert haben. Ganz besonders aber bei Florian Kragl und Matthias Meyer, die mir in jeder Hinsicht Zeit und Raum für meine Arbeit ließen und denen nicht angelastet werden kann, wenn ich ihre Anregungen nicht zur Gänze in die Überarbeitung für den Druck einfließen ließ. Mein Dank gebührt schließlich auch Stefan Eick vom Solivagus Verlag, der sich für meine Dissertation interessierte und mich mit viel persönlichem Engagement zu deren Publikation überredete.

Bevor ich zum einführenden theoretischen Teil übergehe, bleibt mir noch, auf ein gender-spezifisches Detail hinzuweisen: Aus Gründen der Ökonomie und des Schriftbilds unterlasse ich es, die doppelten Geschlechtsbezeichnungen für Personen (etwa Leserinnen und Leser bzw. LeserInnen) zu gebrauchen und halte mich stattdessen an Hans-Dieter GELFERT, der seine mit meiner übereinstimmende Vorgehensweise damit begründet, »dass jeder Leser als Person grammatisch weiblich und jede Leserin als Mensch grammatisch männlich ist«. ² Insofern sind auch im vorliegenden Buch die männlichen Personenbezeichnungen – sofern nicht extra betont – als neutrale, die weiblichen als spezifisch weibliche zu verstehen. Der prinzipiellen menschlichen und persönlichen Wertschätzung meinen Leserinnen und Lesern gegenüber tut dies mit Sicherheit keinen Abbruch.

² GELFERT (2004), S. 9.

PROLOGUS ANTE REM

BÜCHERWURM TRIFFT LESERATTE

Mein Wunsch nach einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Lesen und Schreiben innerhalb der mittelhochdeutschen Literatur erwuchs selbstverständlich nicht nur aus der Beschäftigung mit solchen Texten im Rahmen des Studiums der Deutschen Philologie, sondern auch aus den aktuellen kulturellen Gegebenheiten – Stichwort: das von Marshall McLuhan angedrohte Ende der ›Gutenberg-Galaxis‹³ –, mit denen sich ein an Literatur interessierter und stark auf Schrift fixierter ›westlicher‹ Mensch konfrontiert sieht. Seit Jahren schon geht das Schreckgespenst einer bücherfreien und ausschließlich elektronischen Welt um, in der das Internet alles ist und Papier bestenfalls dazu dient, das im Netz Gefundene auszudrucken. Ein Medienwechsel stünde unmittelbar bevor oder sei sogar schon im Laufen, heißt es immer wieder. Das lässt den Bibliophilen nachdenklich werden.

Dabei ist es nebensächlich, ob solch ein Medienwechsel tatsächlich stattfindet oder wir es nicht vielmehr mit einer Medienkomplementarität zu tun haben; immerhin haben auch Film, Radio oder Fernsehen das Buch nicht verdrängt, sondern lediglich den Markt verändert und die Informations- und Unterhaltungsfunktionen neu unter sich verteilt. Hat es überhaupt jemals einen Medienwechsel gegeben? Finden wir nicht auch heute noch mündliches Erzählen, in Stein gemeißelte Schrift z. B. auf Grabsteinen oder Denkmälern und mehr oder weniger kunstvolle Urkunden? Und der via Mobiltelefon bezahlte Park- oder Fahrschein hat seinen papiernen Kollegen nicht ersetzt, sondern bestenfalls ergänzt.

Für den Intellekt(uellen) und die Geisteswissenschaft im weitesten Sinn ist es aber im Grunde unerheblich, ob der propagierte Medienwechsel wirklich passiert und ob das Ende der Gutenberg-Galaxis nach Jahrzehnten seiner Prophezeiung doch noch kommen wird oder nicht. Ausschlaggebend ist allein die gestigte Beschäftigung damit, aus der heraus Theorien geboren und Texte

³ Vgl. McLuhan (1968).

geschrieben werden.⁴ Es fürchtet der Bücherwurm um seine Nahrung, die Leseratte um ihr Zuhause.

·10· Durch die vermeintliche Bedrohung des Lebensraums steigt dieser aber ganz automatisch in seinem Wert. Zugleich tauchen Fragen auf: Wie war es früher? Wovon haben sich Bücherwürmer im Hochmittelalter ernährt und wo haben Leseratten im 13. Jahrhundert ihre Nester gebaut? Auf wissenschaftlicher Ebene stellt sich die Frage, wie intellektuelle Geister damit, nämlich mit der dem Bücherwurm und der Leseratte so wichtigen Schriftlichkeit, umgegangen sind. Die Literatur dieser Zeit spiegelt selbstverständlich nicht 1:1 den Ist-Zustand wider. In Anbetracht der Tatsache, dass – positive Schätzungen wie jene von Manfred Günter SCHOLZ⁵ hin oder her – im Mittelalter nur ein geringer Anteil der im Vergleich zu heute zahlenmäßig ebenfalls geringen Bevölkerung des Lesens oder gar des Schreibens mächtig war und die per Hand auf Pergament abgeschriebenen Bücher unverhältnismäßig teuer waren,⁶ interessiert dieser Ist-Zustand den Bibliophilen, wie ich die eigentlich parasitäre Spezies der Bücherwürmer und Leseratten zusammenfassend nennen will, gar nicht so sehr. Ihm geht es vielmehr darum, wie sich seine Vorgänger, die Leser, Literaten und Bibliophilen des Mittelalters, mit dem Thema auseinandergesetzt haben.

Ein Abbild dieser Auseinandersetzung in der höfischen Literatur zu finden, darf man hingegen mit Sicherheit erwarten: Literatur zeigt, wie an Literatur und Schrift Interessierte mit diesem Bereich des menschlichen Lebens umgingen und darüber reflektierten. Erst in weiterer Folge geht es um ein Verhältnis zwischen ›Realität‹ und Fiktion – zwei Größen, die meines Erachtens nicht immer strikt auseinander zu halten sind und mehr Grauzonen als Schwarzweißbilder aufweisen. Darüber, wie dieses Verhältnis aussieht, mit welchen Methoden es zu erforschen ist und welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, gehen die Meinungen

⁴ Besonders fruchtbar ist in diesem Zusammenhang die vom Tübinger Gunter Narr Verlag herausgegebene Reihe ›ScriptOralia‹, bes. die Bände zu Medien- und Weltbildwandel im Zusammenhang mit – v. a. mittelalterlicher – Schriftlichkeit: SCHAEFER (1992), RÖCKE, SCHAEFER (1996) und EHLER, SCHAEFER (1998b).

⁵ In seiner grundlegenden Untersuchung zu primären Rezeptionsformen mittelhochdeutscher Dichtung gelangt SCHOLZ (1980) zu dem Ergebnis, dass ein guter Teil der adligen Bevölkerung des Lesens mächtig war. Seine Arbeit wird von Ulrich ERNST (1997), S. 252, als »bahnbrechende Untersuchung« bezeichnet, obwohl Ernst SCHOLZ nicht in jedem Punkt zustimmt (siehe Unterkapitel ›Schrift und Schriftlichkeit im Fokus der germanistischen Mediävistik‹).

⁶ Allgemein zur mittelalterlichen Schriftlichkeit vgl. etwa SCHAEFER (2003), S. 160–170.

auseinander. Mit der vorliegenden Arbeit über Schrift und Schriftlichkeit in der höfischen Erzählliteratur bewege ich mich methodisch im Schnittbereich von Literatur- und Kulturwissenschaft, indem ich literarische Texte auf den in ihnen dargestellten Umgang mit Schriftlichkeit befrage und sie einer sowohl inhaltlichen als auch diskursanalytischen Untersuchung unterziehe, sie zugleich aber mit systemischen Faktoren der sich ausbildenden Schriftkultur in Beziehung setze. Die vielfältigen innerliterarischen Blicke auf Schrift und Schriftlichkeit – in Prologen und Epilogen, als Handlungen oder Aussagen von Figuren, als Erzählerkommentare usw. –, die sich nicht immer zweifelsfrei einer Fiktionsebene zuordnen lassen und von denen oft auch nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann, sie wären absichtlich oder unabsichtlich, bewusst oder unbewusst in den Text geraten, bringen es mit sich, dass sich in meiner Arbeit mitunter die Interpretations- und sogar die Argumentationsebenen vermischen. Primäres Ziel ist jedoch, über die Interpretation der höfischen Erzähltexte vorsichtig auf eine außerliterarische ›Realität‹ zu schließen. Dabei muss diese ›Realität‹ nicht zwangsweise eine faktische und realienkundlich bestätigte sein; es geht mir in erster Linie darum, mögliche gedankliche Konzepte im hochmittelalterlichen Umgang mit Literatur aufzuzeigen. Zudem soll – und dies ist der Grund für die Anführungszeichen, unter die gestellt ich ›Realität‹ immer verstanden wissen will, auch wenn ich im Folgenden von dieser Kennzeichnung absehe – nie vergessen werden, dass diese historische Realität, nach der ich suche oder die gefunden zu haben ich glaube, immer nur ein momentanes Bild ist, das ich mir aufgrund gewisser Spuren⁷, die die Vergangenheit, vielleicht zufällig, in den Texten hinterlassen hat, mache. Sie ist ein vorübergehendes Konstrukt, das sich mit der Auffindung und Interpretation neuer Spuren ändern kann und ändern soll, wenn die Literatur-, Geschichts- und Kulturwissenschaft nicht an einem einmal erreichten Punkt stehen bleiben will.

Diese Gedanken fußen zum Teil auf den Ansichten eines historisch ausgerichteten Zweiges der vor allem anglistischen Literaturwissenschaft, auf denen des *New Historicism*, zu dessen wichtigsten Vertretern Stephen GREENBLATT und Louis A. MONTROSE zählen. Da sie sich aber überwiegend mit der englischen Renaissance beschäftigten, bilden ihre Arbeiten lediglich die Folie, vor der sich mein eigenes Vorgehen positioniert; bei der Interpretation der zehn von mir ausgewählten Texte greife ich vor allem auf Vorarbeiten der germanis-

⁷ Zu den Spuren der Vergangenheit vgl. GREENBLATT (1993), S. 9.

tischen Literaturwissenschaft und, konkret, der germanistischen Mediävistik zurück, besteht in diesem Bereich doch eine lange Tradition der Beschäftigung mit Schrift und Schriftlichkeit in den bzw. der überlieferten Texte.

·12·

SCHRIFT UND SCHRIFTLICHKEIT IM FOKUS
DER GERMANISTISCHEN MEDIÄVISTIK

Die Materie der Altgermanistik bzw. mediävistischen Germanistik sind literarische, wenigstens schriftlich tradierte Texte. Da erscheint es eigentlich nahe liegend, sich aus altgermanistischer Perspektive auch und gerade mit dem Phänomen der Schriftlichkeit auseinanderzusetzen. Die Interessensschwerpunkte und Herangehensweisen innerhalb des Fachs könnten jedoch unterschiedlicher kaum sein.

Die inzwischen ›alte‹ Textkritik mit ihren aus der Beschäftigung mit antiken Werken ererbten Verfahren, die im Wesentlichen von Karl LACHMANN wissenschaftlich revolutioniert und für sein Fach adaptiert wurden,⁸ untersuchte mit den erhaltenen Handschriften die unmittelbaren Überlieferungsträger mittelalterlicher Literatur. Dabei wurden die so tradierten Texte in erster Linie als Trittsteine auf dem rückwärts gewandten Weg zum vermeintlichen ›Original‹ des Autors benutzt. Man erstellte Stammbäume, um mehr oder weniger begründete Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den einzelnen Handschriften und mithin ihren Wert zur Rekonstruktion des gesuchten Originaltextes bzw. eines Archetyps aufzuzeigen.

Einen Schlag ins Gesicht versetzte diesen philologischen Arbeiten die von Milman PARRY und seinem Schüler Albert Bates LORD begründete Forschung zur so genannten *Oral Poetry*,⁹ durch die die Vorreiterrolle der Schrift in Bezug auf Literatur in Frage gestellt wurde: Mit dem Postulat einer mündlich entstandenen und tradierten Dichtung bekam die bis *dato* selbstverständliche und relativ gesicherte Schriftlichkeit einen unberechenbaren Gegner. Selbst in zahlreichen Handschriften überlieferte Werke wie das ›Nibelungenlied‹ wurden akribisch auf Formeln und Erzählschablonen durchsucht, um mit ihrer

⁸ Vgl. SCHWEIKLE (1990b), S. 459f.; zu LACHMANN'S Editionsprinzipien zusammenfassend auch BOHNENKAMP (1999), S. 181f.

⁹ Vgl. SCHWEIKLE (1990a), S. 334.

Hilfe die mündliche Entstehung nachzuweisen.¹⁰ Große Ambitionen in dieser Richtung zeigten neben anderen besonders Franz H. BÄUML¹¹ und Edward Randolph HAYMES.¹²

BÄUML¹³ blieb der Thematik treu, weitete sein Erkenntnisinteresse aber aus, indem er nicht mehr nur die Entstehungs- und Überlieferungsbedingungen mittelalterlicher Literatur untersuchte, sondern sich auch mit ihrer – grundlegend mit der Überlieferung verbundenen – Rezeption auseinandersetzte: Wie wurde Literatur im Mittelalter, einer weitgehend vom Analphabetismus selbst hoher sozialer Schichten dominierten Epoche, rezipiert? Wie hat man sich den mündlichen Vortrag vorzustellen und gab es so etwas wie private Lektüre überhaupt? Antworten darauf versuchen – mit unterschiedlicher Intention – u. a. Manfred Günter SCHOLZ und Dennis Howard GREEN zu geben, die beide an den Rezeptionsformen mittelalterlicher Literatur in der Volkssprache interessiert sind. SCHOLZ¹⁴ ist bestrebt, seine These, dass ein vergleichsweise großer Teil der mittelalterlichen Bevölkerung zumindest des Lesens mächtig war, durch zahlreiche Textpassagen aus der erzählenden mittelhochdeutschen Literatur zu stützen. Interessant ist neben der großen Zahl an Primärtextziten jedenfalls die philologische Analyse jener Wörter, mit denen die in der Volkssprache dichtenden Autoren Rezeptionsvorgänge beschrieben. In einem Aufsatz von 1990 nimmt GREEN auf SCHOLZ Bezug und relativiert dessen strikte Trennung zwischen lesender und hörender Rezeption insofern, als er sich prinzipiell beide Rezeptionsformen offen hält, da auch ein schriftlich konzipiertes und für die private Lektüre vorgesehenes Werk vorgelesen und also gehört werden kann, wohingegen die auditive Rezeption umgekehrt nicht ohne die schriftliche Dimension des Vortragstexts zu denken sei.¹⁵ Primär geht es GREEN aber um die Frage, »wann deutschsprachige Dichter mit einer mehrfachen [d. h. hörenden

¹⁰ Eine kritische Betrachtung der Forschung zu Oralität bzw. Mündlichkeit und dem Mittelalter als einer Epoche des Übergangs unternimmt Ursula SCHAEFER (1994).

¹¹ Frühe (Gemeinschafts-)Arbeiten betreffen v. a. das »Nibelungenlied«, etwa: BÄUML, WARD (1967), S. 351–390; BÄUML, BRUNO (1972), S. 479–493.

¹² Z. B. HAYMES (1975), HAYMES (1981) und HAYMES (1987). – Zu Forschungslage und -entwicklung bzgl. der mittelalterlichen Mündlichkeit und Schriftlichkeit nicht nur im deutschen, sondern im europäischen Raum vgl. auch SCHAEFER (2003), S. 153–160.

¹³ So z. B. BÄUML, SPIELMANN (1974), BÄUML (1976) und BÄUML (1980b).

¹⁴ SCHOLZ (1980).

¹⁵ GREEN (1990), S. 68.

und lesenden] Rezeption zu rechnen beginnen.«¹⁶ In diesem Punkt SCHOLZ zustimmend, geht GREEN davon aus, dass der Wechsel von vorwiegend hörender zu vorwiegend oder doch wenigstens auch lesender Rezeption um 1200 herum stattfand,¹⁷ wobei ihm diese mehrfache Rezeption eng mit der höfischen Literatur verbunden zu sein scheint.¹⁸ Erschöpfend verhandelt GREEN das Thema in seiner Monografie mit dem Titel ›Medieval Listening and Reading‹, in der er SCHOLZ' Vorarbeit würdigt, aber auch deren Schwächen aufzeigt und sie in der eigenen systematischen Beschäftigung mit lesender, hörender und gemischter, d. h. sowohl lesender als auch auditiver, Rezeption im historischen Kontext zu verbessern sucht.¹⁹ In einem weiteren, forschungskritisch orientierten Aufsatz geht er schließlich detailliert auf die Terminologie ein, mit welcher die englisch- und deutschsprachige Mediävistik über die einander nur vordergründig ausschließenden Rezeptionsformen des Lesens und des Hörens spricht. Dabei hinterfragt er kritisch die besonders seit Albert B. LORD und Eric HAVELOCK propagierte gedankliche und terminologische Opposition von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Er geht auf neuere Forschungsmeinungen, die auf unterschiedliche Weise für ein ergänzendes Nebeneinander von mündlicher und schriftlicher Kommunikation und Kultur plädieren, ein und spricht sich positiv gegenüber der von Peter KOCH und Wulf OESTERREICHER ersatzweise postulierten ›Sprache der Nähe‹ und ›Sprache der Distanz‹²⁰ aus, weil damit auch fingierte Mündlichkeit und fingierte Improvisation beschrieben werden könnten.²¹ Harald HAFERLAND prägte den Begriff der ›memorierenden Mündlichkeit‹ und meint damit, dass ein ursprünglich schriftlich konzipiertes Werk im Gedächtnis gespeichert und nur mündlich reproduziert wurde.²² Wenn auf Basis dieser Reproduktion wiederum ein Schrifttext angefertigt würde, fände

¹⁶ GREEN (1990), S. 69.

¹⁷ GREEN (1990), S. 74. – Allerdings lässt GREEN dies nur für die weltliche bzw. »Laienliteratur« gelten, wohingegen der Übergang zur auch lesenden Rezeption in der geistlichen bzw. »Klosterliteratur« bereits früher stattgefunden habe. Siehe GREEN (1990), S. 74.

¹⁸ GREEN (1990), S. 75.

¹⁹ GREEN (1994).

²⁰ Bes. KOCH, OESTERREICHER (1985). – OESTERREICHER (1993), S. 267, unterscheidet darauf aufbauend »zwischen konzeptioneller Mündlichkeit/kommunikativer Nähe und konzeptioneller Schriftlichkeit/kommunikativer Distanz«.

²¹ Siehe GREEN (2003), bes. S. 17–19.

²² HAFERLAND (2001); vgl. auch HAFERLAND (2004).

ein vermeintlich oraler Stil neuerlich Eingang in die Schriftlichkeit, obwohl er nicht aus einer ursprünglichen Mündlichkeit des Werks resultiere.²³ Für den altenglischen Bereich fand Ursula SCHAEFER in ihrer 1992 in Buchform vorgelegten Habilitationsschrift²⁴ den Begriff ›Vokalität‹. Mit ihm bezeichnet sie ein Stadium einer Gesellschaft, in dem Schriftlichkeit zwar bereits eingeführt wurde, Mündlichkeit aber – besonders für die Reproduktion und Rezeption der Texte – noch eine gewichtige Rolle spielt. Vokalität charakterisiert demnach ein Übergangsstadium von völliger Mündlichkeit zu vorherrschender Schriftlichkeit, dessen Spuren sich in – freilich nur schriftlich überlieferten – Texten wie dem altenglischen ›Beowulf‹ nachweisen ließen.²⁵

Vom Phänomen ›Rezeption‹ ist es nur ein kleiner Schritt zu Medientheorie und -geschichte: Schrift als Medium rückte mehr und mehr ins Zentrum des Erkenntnisinteresses nicht nur der Medienwissenschaften,²⁶ sondern auch der germanistischen Mediävistik.²⁷ So untersucht Horst WENZEL in einem erstmals 1997 erschienenen Aufsatz *Metaphern, die auf Formen der Medialität rekurrieren*, wobei er die Auseinandersetzung mit Medialität ursächlich mit Medienumbrüchen, wie sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts, aber eben auch im Hochmittelalter abspielen bzw. abgespielt haben sollen, in Verbindung bringt.²⁸

Gerade an der Forscherpersönlichkeit WENZELS zeigt sich aber, dass Schrift besonders in jüngerer Zeit nicht als einziges, von anderen unabhängiges Medium untersucht wird, sondern dass im weitesten Sinn medientheoretische Überlegungen es mit zwei weiteren Kategorien zu tun haben: dem Bild und dem Körper. Die Beziehung zwischen den Medien Schrift und Bild als Träger des kulturellen Gedächtnisses handelte WENZEL 1995 in einer eigenen Monografie²⁹ ab, wobei er wie in einem erstmals 1993 publizierten Aufsatz *Schrift und*

²³ HAFERLAND (2006).

²⁴ SCHAEFER (1992).

²⁵ Kurz zum Phänomen der Vokalität siehe auch SCHAEFER (2003), S. 164f.

²⁶ Als eine prominente Vertreterin wäre hier Aleida ASSMANN zu nennen, die einen Bogen spannt von der Opposition mündliche Dichtung vs. schriftliche Literatur über das (handgeschriebene, später gedruckte) Buch als Schriftträger und den Siegeszug der Schrift bis zum vielfach befürchteten, von ihr aber dementierten Verschwinden des Buches in einer modernen Medienlandschaft: ASSMANN A. (1994).

²⁷ Gesammelte (ältere) Aufsätze zum Thema ›Medialität‹ aus mediävistischer Sicht veröffentlichte HORST WENZEL: WENZEL H. (2007c).

²⁸ WENZEL H. (2007b).

²⁹ WENZEL H. (1995).

Bild aufgrund der menschlichen – auch heute noch oder wieder – alltäglichen Wahrnehmung als untrennbar miteinander verbunden ansieht. Es geht ihm dabei nicht nur – wie z. B. Tobias BULANG in Bezug auf den ›Prosalancelot‹³⁰ – um die gegenseitige Ergänzung von Malerei und schriftlicher Erklärung, sondern auch und vor allem um die »Bildhaftigkeit von Literatur und die Narrativik der Bilder«³¹, um die sprachliche Realisierung kreativer Handlungen und ihrer Ergebnisse sowie um die Körperlichkeit von Medien.³² Damit ordnet sich WENZEL in die noch immer und nicht nur in der germanistischen Mediävistik aktuelle Körperlichkeitsforschung ein und prägt sie zu einem guten Teil mit. Medien als Körper³³ sind ebenso Thema wie Körper als Medien – etwa Boten, die Nachrichten transportieren, wobei diese Nachrichten von den Boten entweder im Gedächtnis bewahrt und dem Adressaten mündlich vorgetragen oder aber in Briefe geschrieben werden, wodurch der Bote zum Träger degradiert würde, wäre da nicht der allzu häufige Fall, dass der Bote die Worte des Briefes vorbereitet oder ergänzt, vorwegnimmt oder wiederholt.³⁴

Überhaupt scheint die Textsorte Brief in Zeiten des Mailverkehrs, der keines Boten, ja oft nicht einmal einer elektrischen Leitung bedarf, besonderes Interesse auf sich zu ziehen. Immer wieder stehen Briefe, die Figuren einander schreiben, im Fokus der germanistischen Wissenschaft. So werden in einem von Claudia BENTHIEN und Hans Rudolf VELTEN herausgegebenen Sammelband mit dem Titel ›Germanistik als Kulturwissenschaft‹³⁵ die verschiedenen kulturwissenschaftlichen Ansätze für die Bereiche der Alt- und der Neugermanistik jeweils am Beispiel von literarischen Briefen demonstriert. An Einzeluntersuchungen sei hier nur exemplarisch auf Hans-Jürgen BACHORSKIS Aufsatz ›Briefe, Träume, Zeichen‹³⁶ zu Johann Hartliebs ›Alexander‹, Christoph HUBERS Untersuchung zu ›Minne als Brief‹³⁷ in Rudolfs von Ems ›Willehalm von Orlens‹ und Johanns von Würzburg ›Wilhelm von Österreich‹ oder auf Horst

³⁰ BULANG (2006).

³¹ WENZEL H. (1995), S. 12.

³² WENZEL H. (2005f).

³³ WENZEL H. (1995), S. 9, verweist schon in den ersten Zeilen der Einleitung auf *Versfüße, Fußnoten und Buchrücken*.

³⁴ Vgl. Kapitel ›Zwischen Mensch und Inhalt‹.

³⁵ BENTHIEN, VELTEN (2002a).

³⁶ BACHORSKI (1996).

³⁷ HUBER (2008).